

Zeitschrift: FRAZ : Frauenzeitung

Band: - (1997-1998)

Heft: 3

Artikel: Ein Leben für die Revolution : "Die Gerechtigkeit war auf unserer Seite"

Autor: Hochuli, Marianne

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1053669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Die Gerechtig

«Nur mit Gewalt kann die staatliche Gewalt und das etablierte System bekämpft werden» – davon war Inge Viett, die sich anfangs der siebziger Jahre der revolutionären «Bewegung 2. Juni» anschloss, überzeugt. In ihrer Autobiographie* schildert sie mit einer eindrücklichen und selbstkritischen Offenheit ihre «gewaltvolle» Vergangenheit.

Von Marianne Hochuli

«Die Schweiz könnte eine internationale Drehscheibe für den Terrorismus werden». Dieses bedrohliche Bild entwarf der Schweizer Staatsschutz in den siebziger Jahren. Und diese (Be)-Drohung benutzte damals auch Bundesrat Kurt Furgler, um eine Bundessicherheitspolizei (Busipo) aufbauen zu versuchen: eine schlagkräftige polizeiliche Kommandotruppe in der Hand des Bundesrats sollte «zur Terrorabwehr» eingesetzt werden. Das Schweizervolk lehnte die Busipo ab, und so landete das Projekt in der Schublade.

Im Zusammenhang mit dieser geplanten Bundessicherheitspolizei erlebte ich es zum ersten Mal, wie der schweizerische Staat versuchte, sich mittels Bedrohungsszenarien zu militarisieren. Und die Bedrohung wurde visualisiert: überall hingen die Fahndungsbilder der gesuchten deutschen «TerroristInnen». Diese Bilder konnte ich aber noch in keine (politischen) Zusammenhänge einordnen.

Heute finde ich es wichtig und spannend, dass wir uns damit auseinandersetzen, vor welchem Hintergrund und auf welche Art Menschen mittels Gewalt die Welt verändern wollten. Zu solchen Diskussionen verhelfen zum Beispiel Bücher wie Inge Vietts Autobiographie, in der sie schonungslos ihren Werdegang zur sogenannten «Terroristin» beschreibt: das eher unbewusste Hineinschlittern in gewalttätige Aktionen, aber auch prägende Erlebnisse, die ihr das riesige Machtgefälle in der Welt ins Bewusstsein brachten. Sie schildert die Überzeugung, Begeisterung und Romantik, die zeitweise das Handeln bestimmten und zeigt vor allem auch dessen Selbsttätigkeit auf: politische Aktionen mündeten in einen Leerlauf, sobald sie keinen breiten Rückhalt mehr hatten.

In die Unbewusstheit hineingeboren

Grossgeworden war die mitten im Krieg geborene Inge bei fremden Bauersleuten in einem 300-Seelen-Dorf, wo sich die Leute noch nach 1950 mit «Heil Hitler» begrüßten. «Es herrschte vollkommene politische Unbewusstheit». Im Geschichtsunterricht klagte der Lehrer über den verlorenen Krieg und steigerte sich in antisemitische Beschimpfungen hinein. Ihre Kindheit sieht Inge im Rückblick als eine «einzige geistige und emotionale Verkümmern» in den menschlichen Beziehun-

gen. Diese Verkümmern ist während des ganzen Buches auch immer wieder spürbar und schockierend.

Aus dem kleinbürgerlichen Mief brach sie erst endgültig aus, als sie in Berlin-Kreuzberg in eine Frauenwohnung zog, «in einen schillernden Haufen aus Szene-Künstlern, Studenten, Aktivisten der Frauen- und Schwulenbewegung, Indienreisenden, Drogenfreaks(...)». Diese Wohnung war zugleich ein unverbindlicher kommunikativer Ort. Niemand hatte hier den Anspruch auf gemeinsames Handeln. Sie selbst hatte kaum eine Ahnung von politischen Zusammenhängen, und kaum jemand aus ihrem Umfeld war bereit, eine Verantwortung zu übernehmen, welche über das persönliche Wohlbefinden hinausführte.

Dieses Dahinleben fand mit einer mehrmonatigen Reise nach Nordafrika ein Ende. Die offensichtliche Armut und Ungerechtigkeit als Folge des Kolonialismus zeigte sich so deutlich, dass es nach einem politisch-sozialen Engagement zu schreien schien. Nach dieser Reise warf Inge «alles unnötige» fort. «Ich wollte Klarheit, Eindeutigkeit, Einfachheit». Sie mied fortan die Kaufhäuser und die Luxusstrassen, die sie zu ekeln begannen.

«Ich bin wichtig»

Es war allgemein die Zeit des Aufbruchs der (linken) Jugend, aber die grosse Bewegung begann sich bereits zu zersplittern. Die einen bevorzugten den «langen Marsch durch die Institutionen», das heisst sie wollten sich an den bestehenden Institutionen beteiligen, diese aber von innen her verändern. Andere hingegen, vor allem nichtakademische Jugendliche, befürworteten die revolutionäre Gewalt.

Bei einer Demonstration erlebte Inge Viett zum ersten Mal offensichtliche Fronten: der «Staat» stand ihr in Form von Polizisten direkt gegenüber. Diese Wahrnehmung war mitbeteiligt, dass sie begann, an «Aktionen» mitzuwirken. Zuerst waren es spontane, die manchmal klappten, und manchmal nicht. Die jungen Leute machten immer grössere Pläne; sie wollten zum Beispiel den Springer-Autopark einäschern. So schrieb Inge ihr erstes Flugblatt, ihr erstes «agitatorisches Werk», begeistert und überzeugt, es werde die Menschheit aufrütteln. Ihre euphorische Stimmung damals beschreibt sie folgendermassen: «Wir bekämpfen alles, was dem verachteten System seinen Fortbestand und seine Legitimation sichern hilft: die bürgerlichen Gesetze, die

bürgerliche Moral, das Eigentum, die Staatsmedien, die Justiz, die Polizei, die Gefängnisse, die Vorherrschaft der Männer... und vor allem die Banken. (...) Wir nehmen alles grundernst, was wir tun. Es ist wichtig. Ich bin wichtig. Wir sind wichtig. Jeder Steinwurf in die Glasfronten der Bankhäuser verbindet uns mit den Revolutionären in der ganzen Welt.» Heute ist sich die Autorin der Romantik solcher Sätze bewusst. Und unter Romantik versteht sie, dass sie alles, was sie damals tat, einem höheren Ziel unterordnete. Ihr Tun war eine «moralische Notwendigkeit» – und es war ein Abenteuer.

Mit drei, später sechs AktivistInnen zusammen gründete sie 1972 eine Zelle der revolutionären «Bewegung 2. Juni», «wobei die meisten nicht genau wussten, was sie taten und wollten». Bei einem Angriff auf das britische Offizierskasino in Berlin kam ein Bootsbauer ums Leben. Inge war, wie sie schreibt, bestürzt über den Tod eines Unschuldigen, aber sie fühlte sich nicht verantwortlich. Einige Monate später wurde sie verhaftet.

Im Untergrund

Zweimal war sie im Gefängnis, und zweimal gelang ihr der Ausbruch, nicht zuletzt wegen der sehr aktiven Gefangenenbewegung. Ein Ausbruch aus dem Gefängnis bedeutete ein Leben im Untergrund. Für Inge Viett war der Untergrund ein Ort, der ein neues, anderes Sein ausserhalb der hässlichen Welt gestattete. «Nie war ich glücklicher als im Untergrund,» er war kein Asyl, er bedeutete «die Front». Das Kriegsvokabular der militanten Bewegung lässt erschauern. Sie wollten Krieg führen, und das Kriegführen lernte man nur in der Praxis, in der Schaffung militanter Gruppen, Milizen, einer Stadtguerilla, bis hin zu einer Armee des Volkes. Der organisierten Staatsgewalt sollte die organisierte revolutionäre Gewalt entgegengesetzt werden.

Das Leben im Untergrund war auch geprägt durch eine unvergleichliche Atemlosigkeit, jede Stunde schien energiegeladen, berechnet und im Tagesplan festgelegt. Diese Atemlosigkeit liess keine Zeit zum Denken, zum Fühlen, zum Aufbauen von Beziehungen. Die Zeit wurde lediglich dazu genutzt, um logistische Pläne zu entwerfen, um beispielsweise einen CDU-Politiker zu entführen.

Im Libanon liess sich die «Bewegung 2. Juni» in palästinensischen Camps militärisch ausbilden – «wir waren ganz heiss darauf, es war unsere erste militärische Ausbildung.»

keit Seite»

war auf unserer

Dort erlebten sie aber auch zum ersten Mal, wie weit sie in der BRD von der Realität eines wirklichen Krieges – im Gegensatz zum Libanon – entfernt waren.

Ins Abseits

Aber auch diese Einsicht liess die RevolutionärInnen weitermachen. Und sie trieben sich immer mehr ins Abseits, denn die revolutionären Perspektiven waren bei vielen Linken ab Mitte der siebziger Jahre nicht mehr vorhanden. Für viele war die Guerilla in der Illegalität nur ein Mythos und kein politisches Projekt mehr. So setzte die «Bewegung 2. Juni» immer mehr auf sich selbst und auf das enge Spektrum von SympathisantInnen. Der «2. Juni» war unterdessen eine reine Frauengruppe, in der die Aktivistinnen eine «vehemente Eigenständigkeit entwickelten». Es wäre zu untersuchen, inwieweit auch dies ein Grund war, weiterzukämpfen. Aber die GenossInnen (auch von der RAF) kamen laufend in den Knast; es gab jedoch keine Gelegenheit, darüber nachzudenken und sich von den Schocks zu erholen; irgendwann ging es nur noch darum, wie man selbst der Verhaftung entkommen konnte.

1980 gingen Hunderttausende auf die Strasse, um gegen die Stationierung von Mittelstreckenraketen in Europa zu demonstrieren.

In der Guerilla flakerten neue Hoffnungen auf eine starke militante Oppositionsbewegung auf. Aber diese Hoffnungen waren nur eine Illusion. Es gab kein Zusammengehen mehr zwischen der kleinen gewaltausübenden Gruppe, innerhalb der die Beziehungen von tiefem Misstrauen geprägt waren und die Angst dominierte, einander zu verraten, und der grossen demonstrierenden Masse.

In dieser Perspektivlosigkeit begannen die Gespräche zwi-

schen den (Rest-) Gruppen der RAF und des «2. Juni»; sie wollten zusammen die NATO bekämpfen. Inge fand indessen keinen richtigen Zugang zur noch viel straffer organisierten RAF. Aber der Ausstieg war noch immer nicht möglich. Wohin hätte sie auch gehen sollen?

So entpuppten sich die letzten zwei Jahre im Untergrund als ein einziger, «dumpf, formlos zusammengepresster Block», als ein Zurückfallen in die totale Unfreiheit, Entscheidungslosigkeit, in einen unwürdigen Anpassungsdrang, in die Vereinsamung und Lebensunlust. In diesem Zustand wurde sie in die DDR aufgenommen und begann für den Staatssicherheitsdienst zu arbeiten. Aber dies wäre eine andere Geschichte.

Eine Diskussion ist notwendig

Man kann die Frage, wie Menschen dazu kommen, mit Gewalt Politik auszuüben, einfach abschätzig abtun; so geschehen an einer Veranstaltung im Mai in der Roten Fabrik, als zwei in der Frauen- und Gefangenengewegung engagierte Schweizerinnen, Helen Pinkus-Rymann und Lilo König, mit Gaby Rollnik

(ehem. «2. Juni») und Christine Kuby (ehem. RAF) auf dem Podium sassen und danach gefragt wurden, warum es wohl in der Schweiz keine vergleichbare revolutionäre Gewalt gegeben habe. Anstatt sich damit auseinanderzusetzen, unter welchen Konstellationen und mit welchen Beweggründen die Gewaltfrage für Menschen relevant wird, meinte Lilo König lediglich: «ich bin es müde, diese immergleiche Frage zu beantworten». Helen Pinkus-Rymann antwortete immerhin:

«Wir hatten hier keinen Krieg». Diese Bemerkung wäre eine genaue Diskussion wert (gewesen), sie wurde zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht aufgegriffen.

Haben diese abwehrenden Reaktionen nicht auch etwas gemeinsam mit unserem Umgang oder eben Nicht-Umgang mit unserer Kriegs-Vergangenheit? In Inge Vietts Autobiographie nimmt das Bewusstsein, Teil der Nachfolgeneration einer Tätergeneration zu sein, einen wichtigen Platz ein. Viele junge Leute wollten im Laufe der sechziger Jahre anrennen gegen das Vergessen der Väter und Mütter, gegen dieses Nur-Vorwärtsschauen-Wollen. Vielleicht führte dieses Anrennen zu

einer grenzenlosen Ohnmacht, die sich nur dadurch Luft verschaffen konnte, Bestehendes in die Luft zu sprengen, auch wenn dabei Menschen starben. Mit dieser Ohnmacht, die viele auf ihrem politischen Weg erlebten und noch erleben, müssten wir uns befassen. Warum liegt uns nichts daran, uns mit deutschen Frauen auseinanderzusetzen, die sich früher gewalttätigen Aktionen verschrieben haben und die heute bereit sind, darüber zu reflektieren? Wäre es nicht auch dadurch möglich, dem «Sonderfall Schweiz» etwas vermehrt auf die Spur zu kommen?

***Viett, Inge,
Nie war ich furchtloser,
Edition Nautilus,
Hamburg 1996, Fr. 38.90**

Katalog Ilse Weber,
Kunsthaus Zürich

